

DAS MAGAZIN

Ausgabe vom 20.02.2009

Die Schule vom Kind her denken

Es wird für Lehrer wie Eltern besser, wenn die Schule sich konsequent an den Bedürfnissen der Kinder orientiert. Denn man kann nicht erfolgreich gegen die Gesetze der kindlichen Entwicklung unterrichten. Ein Plädoyer für eine kindgerechte Schule.

von Remo H. Largo und Martin Beglinger

Alle reden von der Schule. Alle wollen mehr und bessere Bildung. Selbst in den Konjunkturprogrammen, die derzeit angeschoben werden, wollen die Regierungen Milliarden in diesen Bereich investieren. Investitionen in die Bildung seien Investitionen in die Zukunft, heisst es jeweils. Klingt gut. Nur: Sind es denn auch Investitionen in die Bildung, wenn ein Grossteil dieser Gelder in die Renovation von Schulhäusern fliesst? Ist das nicht eher ein Subventionsprogramm für die Bauindustrie und das lokale Gewerbe? Oder nehmen wir die Einführung von Frühenglisch in der Unterstufe: Auch dies klingt im ersten Moment innovativ. Die Wirtschaft verlangte es, viele Eltern wünschten es, und die Bildungspolitiker drückten es schliesslich durch, weil Englisch in unserer globalisierten Welt doch so wichtig ist und niemand leichter Fremdsprachen lernt als Kinder. Theoretisch. Doch in den wenigen Jahren seit der Einführung offenbart sich immer deutlicher, dass Frühenglisch in erster Linie eine teure und ineffiziente bildungspolitische Beruhigungsspielle ist. Man glaubt, eine besonders globalisierungstaugliche Jugend heranzuzüchten. Doch so, wie es – trotz vielerlei Warnungen vonseiten der Lehrerschaft – aufgegleist wurde, lernen unsere Primarschüler mitnichten Englisch.

Politiker und Wirtschaftsvertreter, etwas weniger die Eltern und Lehrer haben in den letzten Jahren das grosse Wort geführt in der Schul- und Bildungsdebatte. Von den Hauptpersonen – den Kindern – ist hingegen wenig zu hören. Sie sind zwar regelrecht umstellt von wohlmeinenden Erwachsenen und Institutionen, und doch scheint uns, dass es hauptsächlich um die Interessen der Erwachsenen und weniger jene der Kinder geht. Deshalb sei hier der Versuch unternommen, die Schule neu zu denken: vom Kind her. Wir möchten zu jener Frage zurückkehren, die für uns den Kern der Bildungsdebatte darstellt: Was für eine Schule brauchen unsere Kinder? Denn nur eine Schule, die sich an den grundlegenden Entwicklungsbedürfnissen des Kindes orientiert, kann eine kindgerechte Schule sein.

1 Ohne Beziehung geht nichts

Beziehung ist für jedes Kind lebenswichtig. Sie ist nicht alles, doch ohne vertrauensvolle Beziehungen kann sich ein Kind nicht entwickeln, weder in der Familie noch in der Schule. Ein Kind muss sich geborgen fühlen, in den ersten Lebensjahren vorab bei seinen Eltern, später dann bei seiner Lehrerin. Das Kind will sich ebenso an die Lehrerin binden wie an seine Eltern. Die Frage ist bloss: Kann es dies auch tun? Ob sie es will oder nicht, die Lehrerin ist für das Kind eine wichtige Bezugsperson. Und das bedeutet, dass sie sich nicht nur fachlich, sondern auch emotional auf das Kind einlassen und es als einmalige Persönlichkeit akzeptieren muss. Eine gute Lehrperson ist sich im Klaren darüber, dass sie in erster Linie Kinder unterrichtet und nicht nur Fächer. Das gilt im Übrigen nicht nur für die Unterstufe, sondern ebenso für die Mittel- und Oberstufe.

Für eine tragfähige Beziehung müssen aus Sicht des Kindes die folgenden Faktoren stimmen: ausreichend Zeit für Begegnungen – auch ausserhalb des Unterrichts, Kontinuität und Verlässlichkeit der Bezugspersonen. Und die Beziehung und Akzeptanz dürfen nicht ausschliesslich von der schulischen Leistung abhängig gemacht werden. Manche mögen diese Feststellungen als Plädoyer für eine Kuschelpädagogik belächeln, die man sich in Krisenzeiten erst recht nicht mehr leisten könne. Doch gerade ihnen sei gesagt, dass emotionale Geborgenheit die Grundlage zur Leistungsbereitschaft liefert – nicht nur bei Kindern. Welcher Erwachsene gibt schon sein Bestes bei einem Vorgesetzten, der ihn ignoriert oder mies behandelt? So vieles, was wir an der Schule lernten, haben wir wieder vergessen. Doch an Lob und Kritik unserer Lehrer erinnern wir uns, als wäre es gestern gewesen und nicht dreissig oder mehr Jahre her. Das sollte kein Lehrer vergessen, wenn er vor einer Klasse steht. Eine gute Beziehung verbessert nicht nur die Lernbereitschaft, sondern führt, wie eine Reihe von Studien bewiesen hat, letztlich auch zu besseren schulischen Leistungen. Das gilt auch in umgekehrter Richtung: Erbringt ein Kind schwache Leistungen oder stört es oft den

Unterricht, dann liegt es nicht selten auch an einer mangelhaften oder gar fehlenden Beziehung zur Lehrperson.

Die vielen Schulreformen der letzten Jahre haben die Etablierung tragfähiger Beziehungen zwischen Kind und Lehrperson nicht einfacher gemacht. Die Ausbildung der Lehrkräfte, um nur ein Beispiel zu nennen, hat zumindest bis vor Kurzem Didaktik und Methodik der Stoffvermittlung in den Mittelpunkt gestellt und nicht das Kind als soziales und lernendes Wesen. Das Fachlehrersystem hat selbst auf der Unterstufe Einzug gehalten, was dazu führen kann, dass eine Primarklasse von bis zu sechs Lehrkräften unterrichtet wird. Das ist für beide Seiten unbefriedigend, weil es das Kind ebenso wie die Lehrperson beziehungs-mässig überfordert. Ein Kind kann sich nicht auf sechs Lehrpersonen gleichzeitig einlassen und ein Fachlehrer, der mehrere Klassen unterrichtet, ebenso wenig auf jeden einzelnen seiner hundertzwanzig Schüler. Mitunter kennt er ja nicht mal alle bei ihren Namen. Die Klassenlehrerin bietet noch immer die beste Gewähr für eine gute Beziehungsarbeit und für klare Verantwortlichkeiten. Ebenso wie für die Eltern gilt auch für die Lehrkräfte: Beziehung kommt vor Erziehung. Denn erst die Beziehung zum einzelnen Kind macht eine Klasse überhaupt führbar. Wo sie fehlt, bleiben nur mühsame Disziplinierungsmassnahmen und Notendruck – ein sicherer Weg in Richtung Demotivation der Kinder und Burnout von Lehrkräften.

Gewiss, die Beanspruchung gerade der Klassenlehrer ist in den letzten Jahren enorm gestiegen. Doch wollen sie ihrem ursprünglichen Kerngeschäft, dem kindgerechten Vermitteln von Lerninhalten, auch in Zukunft nachkommen, dann braucht es entsprechende Rahmenbedingungen wie beispielsweise die Klassengrösse, die es der Lehrperson erlauben, Beziehungen zum einzelnen Kind zu pflegen und nicht nur möglichst viel Stoff zu dozieren. Idealerweise umfasst diese Beziehungsarbeit nicht nur das Kind, sondern auch dessen Eltern. Der gegenseitige Kontakt kann sich nicht im Abhaken des jährlichen Elternabends erschöpfen. Auch die perfekte Powerpoint-Präsentation kann das persönliche Gespräch, zum Beispiel bei einem Hausbesuch, nicht ersetzen. Eltern kooperieren mit der Schule besser und unterstützen ihr Kind mehr, wenn sie sich vom Lehrer ernst genommen und verstanden fühlen. Eine gute Lehrer-Eltern-Beziehung wirkt sich wiederum positiv auf die Beziehung zum Kind, auf dessen Verhalten und damit auch auf dessen Leistungsvermögen aus.

2 Die Schule erzieht mit

Doch wer sozialisiert eigentlich unsere Kinder? Für manche, insbesondere konservative Kreise ist der Fall klar: Für die Erziehung (respektive Sozialisierung) sind die Eltern zuständig, für die Bildung der Staat. Beides ist in dieser Absolutheit falsch und eine Haltung, die weder dem Kind noch der Gesellschaft dient. Spätestens seit den Pisa-Studien wissen wir, welche grosse Bedeutung der Bildungshintergrund der Familie für den Schulerfolg der Kinder hat. Andererseits waren Eltern auch früher nie ausschliesslich für die Erziehung ihrer Kinder zuständig, und heute können sie es erst recht nicht mehr sein, wenn 75 Prozent der Mütter schulpflichtiger Kinder berufstätig sind und 40 Prozent dieser Kinder nicht beaufsichtigt werden. Ein Kind verbringt allein während seiner obligatorischen Schuljahre 10 000 bis 12 000 Stunden in der Schule – oft ein Vielfaches der mit den Eltern (und insbesondere den Vätern) aktiv verbrachten Zeit. Deshalb ist es schlicht unmöglich, dass die erzieherische Verantwortung einzig bei der Familie liegen kann. Dabei geht es nicht nur darum, dass sich ein Kind so entwickelt, wie es die Lehrer gerne hätten, nämlich zu einem fleissigen, ordentlichen, anständigen und verhaltensmässig möglichst problemlosen Schüler. In der schulischen Gemeinschaft soll das Kind seine sozialen Kompetenzen entwickeln und sich ein solidarisches Verhalten aneignen. Denn nur wenn es dies im Klassenzimmer gelernt hat, wird es als Erwachsener auch in der Gesellschaft entsprechend handeln.

Die Schule sozialisiert die Kinder also zwangsläufig mit. Auch hier ist die Frage bloss: wie? Was für Vorbilder sind die Lehrer? Welche Werte vertreten sie? Wie lehren sie die Kinder, Rücksicht auf die Schwächeren zu nehmen und Verantwortung für sich und die Gemeinschaft zu tragen? Die Gesellschaft hat die Wahl, ob sie ihre Kinder über Mittag lieber alleine vor dem Fernseher sitzen, Chips essen und nach der Schule auf der Strasse herumlungern lässt. Oder ob die Kinder ausserhalb des Unterrichts gemeinschaftlich betreut, gefördert und mit gesunder Nahrung versorgt werden. Für uns steht ausser Frage, dass die kindgerechte Schule der Zukunft mehr betreuen muss und sich nicht mehr aufs ausschliessliche Unterrichten beschränken kann. Sie muss den Kindern sinnvolle Erfahrungsmöglichkeiten anbieten, weil viele Kleinfamilien selber diese Leistungen nicht mehr erbringen können. Das hat nichts mit der «Züchtung von Staatskindern» zu tun, aber viel mit Chancengerechtigkeit.

3 Die Vielfalt verlangt individuellen Unterricht

Eine kindgerechte Schule ist eine individualisierte Schule. Anders kann sie die immense Vielfalt innerhalb einer einzigen Schulklasse nicht auffangen. Obwohl die Kinder einer Schulklasse in der Regel denselben Jahrgang haben, steht die Lehrerin bereits in einer 1. Klasse vor Schülern mit riesigen Entwicklungsunterschieden. Die leistungsmässig besten Erstklässler sind bereits so weit wie Drittklässler, die schwächsten gerade mal auf dem Niveau des ersten Kindergartens. Frappant auch die Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Die Mädchen sind immer etwas weiter entwickelt als die Knaben, im Alter von zwölf Jahren im Durchschnitt um eineinhalb Jahre, also um mehr als ein Schuljahr. Diese Unterschiede zwischen den Kindern weiten sich im Verlaufe der Schulzeit immer stärker aus. So kommt es, dass die Kinder, wenn sie die Schule verlassen, verschiedener sind denn je – obwohl sie während mindestens neun Jahren mit mehr oder weniger dem gleichen Lernstoff unterrichtet worden sind.

Trotzdem sind nach wie vor Lehrpläne massgebend, die für alle Kinder Gültigkeit haben sollen – obwohl alle Fachleute wissen, dass dies ein Ding der Unmöglichkeit ist. Schlägt die Schule weiterhin jedes Kind über den gleichen Leisten, wie sie das in der Vergangenheit getan hat, wird man die einen Kinder zwangsläufig unterfordern und andere überfordern. Diese Kinder werden auf die Dauer entmutigt und verabschieden sich innerlich von der Schule – oder aber sie werden aus Protest verhaltensauffällig. So oder so leiden ihr Selbstwertgefühl und ihre Lernmotivation – und damit letztlich auch ihre Leistung. Die Schule kann dem einzelnen Kind nur gerecht werden, indem der Unterricht individualisiert und das Kind also auf jenem Entwicklungsstand abgeholt wird, auf dem es sich gerade befindet. Manche Schulen haben bereits mit der Individualisierung des Unterrichts begonnen, doch der Weg von der schönen Absichtserklärung bis zur konsequenten Umsetzung ist noch weit. Er ist zugegebenermassen auch anspruchsvoll, nicht zuletzt für die Lehrkräfte. Eine Lehrerin, die dem einzelnen Kind gerecht werden will, versteht sich vorab als Spezialistin für das Kind als lernendes Wesen und nicht in erster Linie als Deutsch- oder Mathelehrerin. Sie interessiert sich mindestens so sehr für Kinder und Jugendliche wie für ihr Fach. Und sie weiss, dass man ein Kind «lesen» können muss, um es lesen lehren zu können. Oft genug glauben Erwachsene, Kinder würden nur lernen, wenn sie dazu angetrieben werden. Doch die Erfahrung mit kindlicher Entwicklung lehrt uns etwas anderes. Sie belegt, dass das Kind vom ersten Tag seines Lebens an eine innere Bereitschaft zum Lernen hat; eine Lernmotivation, die erhalten bleibt – sofern sich das Kind in der Schule geborgen fühlt und weder unter- noch überfordert wird. Die Kunst der Pädagogik besteht darin, diesen Punkt zu erspüren, der die natürliche Lernbereitschaft in Gang setzt, die in jedem Kind steckt.

4 Kompetenzraster statt Noten

Meint es eine Schule wirklich ernst mit dem individualisierten Unterricht, dann ist es nur konsequent, auch die bisherigen kollektiven Lehrpläne aufzuheben und sie durch individuelle Lehrpläne zu ersetzen. Dies wiederum würde logischerweise auch das Ende von Einheitsprüfungen und des konventionellen Notensystems bedeuten. Denn warum soll man die Latte bei allen Schülern gleich hoch ansetzen, wenn sie doch einen völlig unterschiedlichen Entwicklungsstand aufweisen? In einem individualisierten Unterricht lernen Kinder auch ohne Notendruck. Die Forderung nach Abschaffung der Noten mag quer stehen zu den Ansprüchen der Leistungsgesellschaft, obschon die Ungenauigkeit und Ungerechtigkeit bei der Notenvergabe seit Jahren wissenschaftlich belegt ist. Bemerkenswert ist allerdings, dass ausgerechnet die leistungsorientierte Wirtschaft immer öfter eigene Leistungstests durchführt, weil sie den Noten in den Schulzeugnissen misstraut. Der Lehrmeister will wissen, was eine Fünf in Deutsch oder Mathematik konkret heisst, weil «gut» nach seiner Erfahrung je nach Schule etwas anderes bedeutet. Er will sich also Gewissheit verschaffen, was ein Bewerber wirklich kann – ob zum Beispiel ein Lehrling mit einer Fünf in Mathe die Grössenangaben in einem Plan richtig auf ein Werkstück übertragen kann oder ob eine Schülerin am Ende der ersten Sekundarschule einen Brief schreiben kann, der für die Kunden verständlich ist. Bereits heute gibt es Schulen, die erfolgreich nur noch mit detaillierten Kompetenzrastern oder Portfolios arbeiten und auf Zeugnisnoten verzichten.

5 Zählt nur die Leistung, scheitert die Integration

Die Individualisierung des Unterrichts wird auch deshalb umso dringlicher, weil die Schweizer Schulen vor einem gewaltigen Umbau stehen. Nachdem das Bildungsestablishment, insbesondere im Kanton Zürich, in den letzten dreissig Jahren die Parole «Separation» ausgegeben und lernschwache wie auch verhaltensauffällige Kinder in Sonderklassen ausgegliedert hatte mit der Begründung, Kinder mit speziellen Bedürfnissen liessen sich auf diese Weise besser beschulen, ist der ganzen Karawane vom selben Establishment nun eine Kehrtwende verordnet worden: Aufhebung der Sonderklassen und Integration der Son-

derschüler in die Regelklassen. Gewiss, die Wende führt in die richtige Richtung, doch erfolgreich wird sie nur sein, wenn auch die Rahmenbedingungen stimmen.

Die Verschiedenheit in diesen Klassen wird noch einmal zunehmen, je konsequenter die Integration vollzogen wird. Ob die Klassen nicht zu gross sein werden und die Klassenlehrkräfte tatsächlich genügend Zeit und Unterstützung erhalten, wird sich in den nächsten Jahren weisen. Doch selbst wenn die notwendigen Gelder dafür gesprochen und die richtigen Lehrkräfte für diese Aufgaben gefunden werden, kann die Integration der Kinder mit besonderen Bedürfnissen nur gelingen, wenn die Schule es schafft, diese Kinder sozial und leistungsmässig in die Klasse zu integrieren. Und das heisst, dass sich die Kinder, trotz den unaufhebbar grossen Leistungsunterschieden, gegenseitig akzeptieren und respektieren. Gilt hingegen der Leistungsprimat, muss die Integration zwangsläufig scheitern. Noch ist nicht absehbar, wie sich insbesondere die bildungsbewussten Mittelstandseltern verhalten werden. Ihnen gilt es begreiflich zu machen, dass die Leistungen ihrer Kinder in integrierten Klassen nicht zu leiden brauchen und dass gerade die Leistungsstärkeren viel an sozialer Kompetenz gewinnen können, indem sie den schwächeren Kindern zum Beispiel bei den Aufgaben helfen. Kinder sind mitunter die besseren Lehrer als Erwachsene. Und Lernen durch Lehren ist eine höchst erfolgreiche Form des Lernens.

Löst eine verunglückte Integration hingegen eine Absatzbewegung Richtung Privatschulen aus, dann werden nicht nur die unzureichend integrierten Schüler die Leidtragenden sein, sondern auch die Institution Volksschule als letzte grosse Klammer dieser Gesellschaft. Die Integrationsgegner fürchten ja nichts mehr, als dass innerhalb einer Klasse die guten Schüler von den schwächeren am Lernen gehindert und leistungsmässig hinuntergezogen werden. Doch die Erfahrungen in Finnland zeigen, dass dies selbst in einer Gesamtschule, die neun Jahre dauert und alle Kinder unabhängig von ihrer Leistung miteinschliesst, nicht der Fall sein muss. Von allen OECD-Staaten hat Finnland in seinen Gesamtschulen die Chancengerechtigkeit am besten gewahrt. Wahrscheinlich liegt der Erfolg dieser Schulen aber weniger an den Strukturen, sondern mehr an einer kindgerechteren pädagogischen Grundhaltung, die dahinter steht. Zum Beispiel hinsichtlich der Frage, warum Kinder überhaupt lernen und was für eine Verbesserung der Lernmotivation nötig ist. Beides beruht unter anderem auf vertrauensvollen Beziehungen, was sich in einem besseren Schulklima manifestiert.

6 Ganzheitliches Lernen statt Fachidiotie

Gerade die aktuelle Krise zeigt, wie gefährlich die kurzfristigen Ansprüche der Wirtschaft an die Schule sind. Noch vor einem halben Jahr hielten viele eine Bankkarriere für den sichersten und einträglichsten Weg. Aber gewiss nicht den Beruf des Lehrers. Fast über Nacht ist alles anders geworden. Während die Banken wanken, werden die Stellen im Schuldienst wieder attraktiv, weil sie als krisensicher gelten. Welche Befähigungen in zwanzig Jahren auf dem Arbeitsmarkt gefragt sein werden, das weiss ohnehin kein Mensch. Diese Unsicherheit kann vernünftigerweise nur bedeuten, dass sich die Schule nicht an irgendwelchen sprunghaften Sonderinteressen von Gesellschaft und Wirtschaft, sondern konsequent an der Gesamtheit der kindlichen Fähigkeiten orientieren muss. Wir brauchen keine kleinen Fachidioten, sondern Kinder, die ganzheitlich gefördert werden. Längerfristig ist mit einem solchen Ansatz nicht nur dem Individuum, sondern auch der Gesellschaft am besten gedient, weil sich auf diese Weise am meisten Menschen beruflich und sozial integrieren lassen. Das oberste Ziel einer kindgerechten Ausbildung besteht nicht in einem Zeugnis mit lauter Sechsen in Wissen und Fertigkeiten, sondern in einem guten Selbstwertgefühl aller Schüler, also auch jener, die weder in Deutsch noch Mathe glänzen. Ein gutes Selbstwertgefühl kann nur entstehen, wenn das Kind die Schule erfolgreich bestehen kann, also weder über- noch unterfordert wird. Dies verschafft dem Kind die Gewissheit, dass es die Zukunft mit Zuversicht in Angriff nehmen, dass es die eigenen Stärken zu nutzen und mit den Schwächen umzugehen weiss. Eine kindgerechte Schule entlässt junge Erwachsene in die Gesellschaft, die emotional gefestigt, sozial kompetent und fähig sind, ihr Leben selbstständig zu meistern.

Selbstverständlich sollen sich die Schulabgänger auch ein solides Grundwissen und nicht zuletzt gute Lernstrategien angeeignet haben. Dabei soll der Lernstoff für das Kind von langfristigem nachhaltigem Nutzen sein. Um ein Beispiel aus der Geometrie zu nehmen: Was fördert die Raumvorstellung mehr und hat einen langfristigen Nutzen: das Auswendiglernen und die Anwendung der Sätze von Pythagoras oder ein kompetenter Umgang mit virtuellen Räumen am PC? Lernstoff, der nur den Fachlehrer, aber nicht die Kinder interessiert und der vor allem nichts zu ihrer langfristigen Entwicklung beiträgt, gehört nicht mehr in den Unterricht.

7 Wider den Förderwahn

Wenn uns täglich eingetrichtert wird, dass Bildung unser einziger Rohstoff und die Schule der zentrale Weichensteller für ein erfolgreiches Leben sind, dann braucht sich niemand mehr über den Förderwahn zu wundern, dem mittlerweile bereits Kleinkinder zum Opfer fallen. Dabei gehen deren Eltern von der irrigen Vorstellung aus, ihr Kind werde umso klüger, je früher und intensiver man mit ihm übt – ob das Einmaleins, Chinesisch oder das Geigenspiel. Doch ein Kind lässt sich nicht beliebig wie ein Gefäss mit Inhalten abfüllen. Wer glaubt, ein Kind werde sich umso besser entwickeln, je früher ihm die Erwachsenen Wissen und Fertigkeiten mit allen möglichen Tricks und Kniffen aufzudrängen versuchen, der irrt. Man kann keine Gymnasiasten züchten. Oder wie ein afrikanisches Sprichwort sagt: Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht. Was die Kinder brauchen, sind umfassende Erfahrungsmöglichkeiten, in den ersten Lebensjahren und auch in der Schule. Das Lernen besorgen sie dann selber.

In den letzten Wochen haben im Kanton Zürich erstmals Schulrankings die Runde gemacht. Man darf mit guten Gründen an deren Datenlage zweifeln. Sicher aber ist, dass diese Rankings – wie bereits die Pisa-Studien – den Konkurrenzkampf zwischen Kantonen, Schulen, Lehrkräften und nicht zuletzt zwischen den einzelnen Schülern weiter anheizen. Doch Köpfe sehen selten klarer, wenn sie sich noch ein bisschen schneller im Hamsterrad drehen als ohnehin schon. Der Run auf die Gymnasien hat längst hysterische Züge angenommen, doch bei nüchterner Betrachtung standen die Chancen aller Nichtgymnasiasten nie besser als heute, denn noch nie waren in unserem dualen Bildungssystem die Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten ausserhalb der Gymnasien und Universitäten so vielseitig und gut. Die Qualität einer kindgerechten Schule kann sich nicht in der Quote erschöpfen, wie viele Abgänger den Sprung ans Gymnasium oder später an die ETH schaffen.

Skepsis gegenüber dem grassierenden Förderwahn und der Gymihysterie bedeutet aber mitnichten, die Eltern könnten keinen Einfluss auf den (schulischen) Werdegang ihrer Kinder nehmen. Ihre vornehmste Aufgabe ist und bleibt es, dem Kind jenes Grundgefühl der Geborgenheit zu vermitteln, das den Humus auch für einen erfolgreichen Schulweg bildet. Und es obliegt den Eltern, dem Kind möglichst vielfältige Entwicklungserfahrungen anzubieten. Doch anbieten heisst eben nicht aufdrängen. Entspricht das Angebot dem Entwicklungsstand des Kindes, dann setzt dessen Neugier von selber ein. Mit einem bisweilen absurden Förderwahn beeinträchtigen die Eltern hingegen die angeborne Lernmotivation des Kindes. Sie tun damit wohl den privaten Anbietern von Förderprogrammen und Lernstudios einen Gefallen, aber kaum ihren Kindern und letztlich auch nicht sich selber.

Zu guter Letzt: Bei allem verständlichen Willen, dem Kind einen erfolgreichen Start ins Leben zu ermöglichen, kann eine Prise Demut kaum schaden. Denn das Kind gehört nicht der Gesellschaft, nicht der Schule und auch nicht den Eltern. Es gehört nur sich selbst. Es ist nicht auf die Welt gekommen, um die Erwartungen der Erwachsenen zu erfüllen, sondern um zu jenem Wesen zu werden, das in ihm angelegt ist. Dies zu ermöglichen liegt in der Verantwortung der Eltern und der Schule.

Neues Buch zum Thema

Am 27. Februar erscheint von Remo H. Largo und Martin Beglinger das Buch «Schülerjahre. Wie Kinder besser lernen» (Piper-Verlag), das sich ausführlich mit Schulfragen und kindlicher Entwicklung beschäftigt.



** Alle abgebildeten Kinder und Lehrpersonen sind aus Glarus. Sämtliche Zitate der Schüler sind Antworten auf die Frage, was für eine Schule sie sich wünschen.*

«Der Lehrer gibt nur einmal pro Woche Schule. Die andere Zeit muss man selbstständig Blätter lösen, die der Lehrer anfangs Woche austeilt. Der eine Tag, an dem der Lehrer Schule gibt, ist für Fragen reserviert. Und man muss Schuluniformen tragen, am besten japanische mit ganz kurzen Röcken.» — Gina, 12



«In meiner perfekten Schule ändert sich dies: Alle sind lieb und stressfrei. Es gäbe keine Streite mehr, und alle hören dem Lehrer zu. Dann wären sogar die Lehrer glücklich.» — Jascha, 12



«In meiner Traumschule hätte ich auch noch gerne einen Fussballplatz, eine Kletterwand, einen Unterstand und einen Ort, wo man alles kaputt machen kann. Dort müsste man hin, wenn man wütend ist. Am liebsten hätte ich, wenn alle lieb zueinander sind und niemand Sachen klaut.» — Basil, 12



«Ich hätte gerne, wenn wir noch mehr Tiere aufzuchten und zuschauen, wie sie sich verwandeln und entwickeln. Wenn man auf ein Fach überhaupt keine Lust mehr hat, dann darf man aufhören. Gut wäre auch, wenn die Pausen länger wären und es keine Schlägereien mehr gäbe.» — Eva-Maria, 12



«Meine Traumschule wäre gar keine Schule. Aber wenn ich schon etwas dazu sagen muss, dann wünsche ich mir, dass man nie bestraft wird, wenn man jemanden verprügelt oder einen schlimmen Seich macht. Und ich möchte auch, dass man die ganze Zeit in einem Heim bleibt und nur am Wochenende nach Hause und die Familie besuchen kann. Und dass man nie beleidigt wird, wenn man neu in die Schule kommt.» — Turcel, 12



Beziehung kommt vor Erziehung: Lehrkräfte Neva, Gabriel, Beatrice, Thomas, Nina (v.l.)

«Ich träume von einer Schule, in der Lernen den Kindern Spass macht, da sie nicht nur auswendig lernen, sondern sich aktiv und engagiert mit einem Problem auseinandersetzen, nach draussen in die reale Welt gehen und vor Ort neue Eindrücke und Erfahrungen sammeln können. Die Lehrer, Kinder und Eltern können voll und ganz hinter ihrer Schule stehen und sind stolz darauf, weil dort mit Freude gelernt und gelehrt wird.» — Neva, 25

«In meiner Traumschule werden individuelle Förderung und Gemeinschaftsbildung ernst genommen. Unterricht mit zwei Lehrpersonen gehört zum Schulalltag und ist je nach Klassensituation ausbaubar. Gute Rahmenbedingungen helfen mit, alle gesund und einsatzfähig zu halten. Der Teamarbeit und der Weiterbildung werden während der Arbeitszeit genügend Raum gegeben.» — Gabriel, 57

«In der idealen Schule können wir die Kinder dort abholen, wo sie sind und wir sie weder über- noch unterfordern müssen, um den Lehrplan einzuhalten. Es gibt mehr Ausgewogenheit zwischen kopflastigen und musischen Fächern, und es sind immer zwei Lehrpersonen gleichzeitig im Schulzimmer.» — Beatrice, 38

«In meiner Traumschule hätten die Kinder weniger Zeitdruck, um den Stoff zu erlernen. Erst wenn sie dazu bereit wären, müssten sie zum nächsten Thema oder gar in die nächste Klasse wechseln.» — Thomas, 25

«Meine Traumschule ist ein kleines, familiäres Schulhaus, welches fantasievoll gestaltet ist. Ich wünschte mir jeden Tag eine Sportlektion, in welcher sich Schüler und Schülerinnen austoben können. Im Lehrerteam werden Erfahrungen ausgetauscht, und man arbeitet eng zusammen.» — Nina, 23